Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 6 (1902)

Artikel: Im Nebel
Autor: Tinseau, Léon von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-573416

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Im Nebel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von **Léon von Tinseau.**

Felix Herepian, ein ziemlich hochgewachsener, hübscher, junger Mann aus dem Languedoc, saß plaudernd in der behaglich erwärmten Stube der Frau Vernier, seiner besten Freundin. Dieses harmlose Wort hat heutzutag einen so verdächtigen Anstrich erhalten, daß man augenblicklich hinzufügen muß, daß die Freundin, von der hier die Rede ist, ganz weißes Haar hatte. Freilich paßte ihr Gesicht, das sich jung erhalten, schlecht zu dem Schnee auf ihrem Haupt. Die noch immer sehr schönen Augen machten den Eindruck eines kostbaren, etwas verschossenen Stoffes. Man hatte die Empfindung, daß der reichliche Thau des Schmerzes ihren Azur gebleicht haben müsse. Jeder, der diese liebenswürdige Frau sah, mußte wünschen, sie kennen zu lernen. Da sie indessen ein vorzügliches, gern und viel denkendes Wesen war, konnte sie solche, die wenig oder schlecht dachten, unmöglich in ihren Kreis ziehen. Diesem Umstand, sowie ihrer Armut war es zuzuschreiben, daß die Finger einer einzigen Hand beinahe genügt hätten, um die Zahl ihrer Freunde anzugeben.

Es war vier Uhr; der Kalender über dem großen Schreibtisch bezeichnete einen der letzten Novembertage. Indessen, dank einer Oeffnung des Squares, auf das die Fenster gingen, war die Lampe noch nicht erschienen. Wenn „Gesellschaft" da war, zündete die alte Dienerin das Licht so spät als möglich an, um die Augen ihrer Herrin zu schonen, die diese den ganzen Tag „durch ihre Schreibereien anstrengte". Aber der Salon einer Witwe von sechzig Jahren, die weder Vermögen noch Familie hat, sieht nicht viel Gesellschaft. Julie Vernier setzte mit der Feuerzange in der Hand die sehr intim gewordene Konversation fort. Ihre Sprache verleugnete den etwas schwerfälligen Accent des Franc-Comtois nicht, was jedoch die Gewandtheit ihrer Reflexionen und ihres Gedächtnisses noch mehr hervorhob.

„Ja, mein lieber Felix, ich habe Sie herzlich lieb und zwar aus zwei Gründen. Erstens sind Sie ein braver Mensch . . ."

„Hm!" machte Herepian, „das klingt wie eine Grabschrift, oder als sagten Sie von einem jungen Mädchen, es habe schönes Haar. Gehen wir schnell zum zweiten Grund über, der mich Ihnen liebenswert erscheinen läßt, da Sie nun schon so gütig waren, mir einen solchen in Aussicht zu stellen."

„Der zweite Grund ist zwar nicht der bessere, für mich aber, ich muß es gestehen, der maßgebendere: Sie sind gefühlvoll."

„Gefühlvoll!" wiederholte der junge Mann, indem er Miene machte, aufzustehen und nach seinem Hut zu greifen. „Wenn man mich beleidigt, gehe ich. Ein braver Mensch und gefühlvoll! Sie scheinen zu wünschen, daß ich von allen jungen Mädchen zurückgewiesen und aus allen Klubs hinausballotiert werde!"

„Sie laufen nicht viel Gefahr, von den jungen Mädchen zurückgewiesen zu werden, wenn Sie so fortmachen; Sie geben ja selbst zu, noch keine einzige verlangt zu haben. Und was den Klub betrifft, so hoffe ich, daß Sie dort überhaupt nicht aufgenommen werden. Was thäten Sie auch da? Böses — und nur Böses — reden über jene armen Geschöpfe, die trotz allem in Ihr Leben die süßesten Stunden flechten könnten."

„Wahrscheinlich könnten sie es," entgegnete Herepian, „wenn sie es der Mühe wert fänden. Wenn ich allein in Betracht käme, würde ich sagen, mein allzu geringes Verdienst entmutige sie. Allein zum Glück für meine Eigenliebe kann ich konstatieren, daß unser ganzes Geschlecht in Ungnade steht. Die Frauen haben keine Zeit uns zu lieben. Darum ist es heutzutag die größte Albernheit, die ein Mann begehen kann, wenn er sich erlaubt, gefühlvoll zu sein. Es könnte mir nie einfallen, von diesen praktischen Wesen, die sich rühmen, echte Kinder ihrer Zeit zu sein, Gefühl zu verlangen. Sie würden sich über mich ebenso lustig machen wie der Gewürzkrämer Potin, wenn ich in seinem Laden ein Pfund Talgkerzen kaufen wollte. Man findet diesen Artikel nur noch in den entlegensten Teilen der armen Provinzen!"

„Wissen Sie was?" sagte Frau Vernier mit ihrem feinen Lächeln. „Sie machen mir ganz den Eindruck eines Mannes, der vor kurzem zu Potin gegangen ist und dort schlecht empfangen wurde."

„Verleumdung, nichts als Verleumdung!" protestierte Felix, für einen unschuldig Verleumdeten etwas zu heftig errötend. „Ich opfere der Liebe nur in meinen Versen. Dieser alte Uhrdeckel macht sich gut zwischen der Laute

eines Troubadours und dem Panzerhemd eines Ritters. Der beste Beweis dafür ist, daß fünfundsiebzig Exemplare meines letzten Bandes verkauft wurden. Ihre „Amerikanischen Studien" hingegen gehen, nach dem Ausspruch Ihres Verlegers, wie frische Semmeln ab."

„Mein Verleger sagt Ihnen aber nicht, was er mir für diese frischen Semmeln gibt. Es langt kaum zu einem Stückchen Brot."

„Schließlich gibt er Ihnen doch etwas. Der meinige will von mir Geld haben, um meine Meisterwerke zu veröffentlichen."

„Erwarten Sie nicht, daß ich Sie bemitleide: Sie sind reich und — ein Mann. Für eine Frau ist es keine leichte Sache, ihr Brot durch die Feder zu verdienen."

„Gewiß nicht!" sagte Felix im Ton der Ueberzeugung. „Dies führt mich ja heute zu Ihnen. Es naht die Zeit der Bewerbung um den Prix Montyon . . ."

„Mein Freund, Ihren Ideen fehlt es an Zusammenhang. Warum handelt es sich? Streben Sie nach Kronen für Ihre Jugend oder für Ihre litterarischen Arbeiten? Herr von Montyon läßt Ihnen die Wahl."

„Das heißt, wenn ich es ihm erlaube. Aber wir haben keine Zeit zu scherzen. Es handelt sich um einen litterarischen Preis, und da Sie die beste der Frauen sind, möchte ich Ihr Interesse für ein Buch in Anspruch nehmen, das der Beurteilung des Komitees harrt. Das Werk ist nicht von mir; daher meine Kühnheit als Bittsteller."

Frau Vernier blickte den jungen Mann an, der plötzlich gar nicht so kühn aussah, als er vorgab, und fragte lächelnd:

„Wie alt ist sie?"

„Warum sie? Wer sagt Ihnen, daß ich mich nicht für einen Veteranen der Litteratur interessiere, der auf die Gefälligkeit des Herrn von Montyon rechnet, um seinen Hausherrn zu besänftigen?"

„Halten Sie mich für dumm oder blind? ‚Interesse' spottet, was das Geschlecht betrifft, allen Regeln der Grammatik. In diesem Fall ist es weiblichen Geschlechtes; es ist unmöglich, sich hierüber zu täuschen. Schon der Ton Ihrer Stimme verrät Sie. Nun, nun! erröten Sie nicht. Sie thun recht daran, die Frauen, zumal die jungen Frauen, zu beschützen. Die Aermsten! Seitdem sie in die Arena eingetreten sind, um den Kampf ums Dasein mitzumachen, haben es sich so viele Egoisten zur Aufgabe gesetzt, sie von der Quelle des Erfolges zu verdrängen, wo sie so gern ihre kleinen rosigen Schnäbel netzen möchten!"

„Nun, meine hellsehende Freundin, Sie haben es erraten. Es ist in der That ein rosiger Schnabel, der hier erscheinen wird: ich habe die Veranstaltung dieser Zusammenkünfte versprochen. Uebrigens stimmt Ihre antizipierte Beschreibung vollkommen. Der Schnabel ist rosig, er ist klein und leider auch arm. Was das fragliche Buch betrifft, so hat mein Schützling mich ersucht, Ihnen dasselbe zu überreichen. Da haben Sie es."

„Ohne Zweifel trägt die Dame mit dem kleinen rosa Schnabel, trotz ihrer Armut, nicht gern Pakete," sagte Frau Vernier mit einer gewissen, vielsagenden Miene.

„Aber," fuhr sie fort, „warum sprachen Sie mir nie von dieser Taube, die, wie ich sehe, sich hinter das Pseudonym Alexander Norac flüchtet."

„Sie heißt Alexandrine Caron."

„Das hätte ich mir denken können. Nochmals also, warum sprachen Sie mir nie von ihr?"

„Sie hätten mich für verliebt gehalten; denn Sie wollen nun einmal durchaus, daß ich es sei: es ist Ihre fixe Idee. Sobald ich einen Namen nenne und durchblicken lasse, daß das Fräulein keinen Buckel habe, muß ich sie lieben und, was noch ärger ist, sie heiraten!"

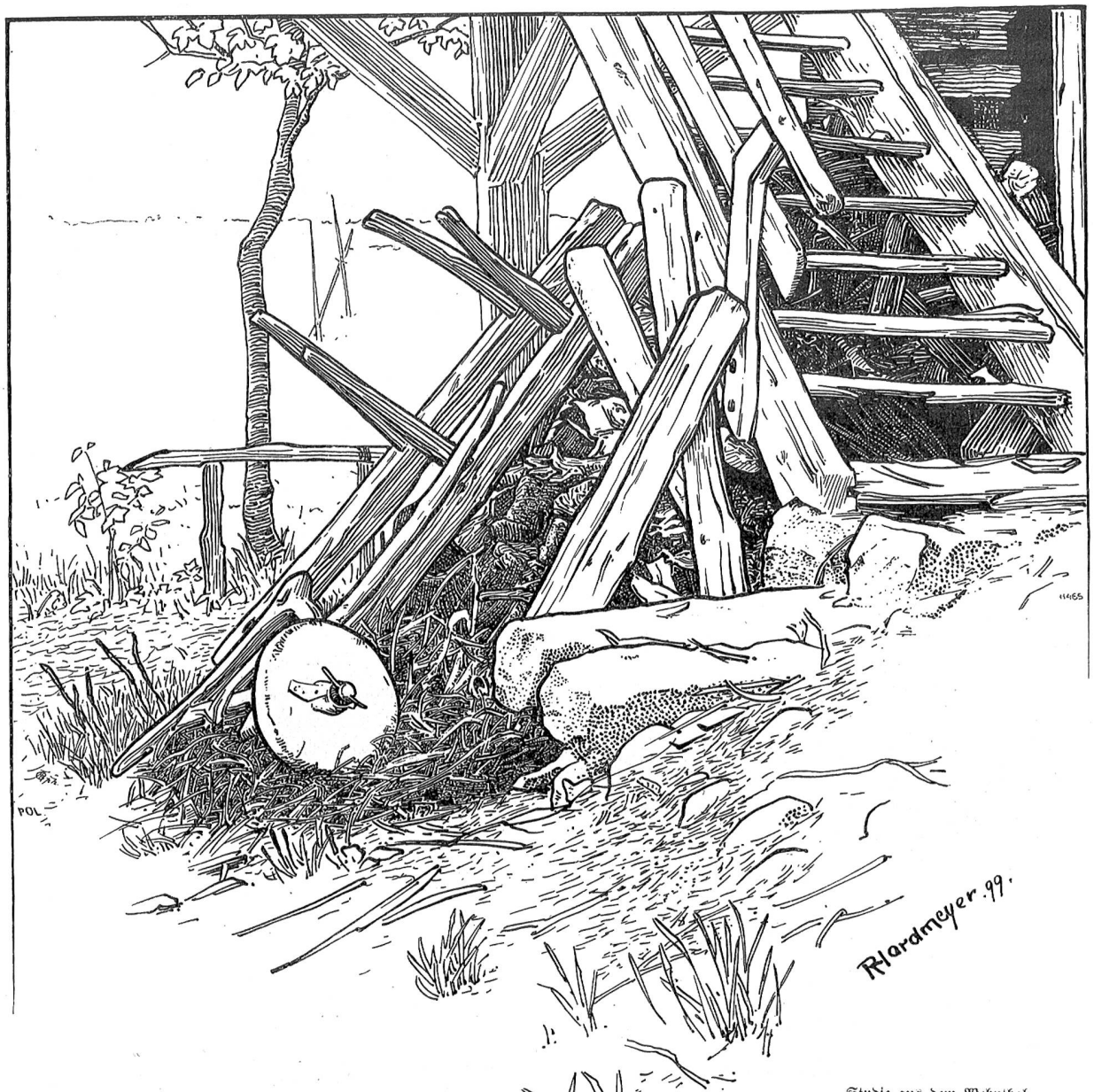
„Nur nicht so heftig, junger Mann! Kehren wir zu unserm Gegenstand zurück. Gebrochene Flügel von Alexander Norac . . . das nenne ich einen Titel! Gebrochene Flügel! . . . Fürchtet sie denn, daß ihr Buch gekauft werde? . . . Ah! ah! Es ist ein Debüt: der Deckel zeigt nichts vom selben Schriftsteller an. Und sie gibt das Buch auf eigene Kosten heraus; es ist irgendwo in einem Provinznest gedruckt, mit faustgroßen Buchstaben. Wollen Sie mir gefälligst sagen, was ich zu thun habe, um diese gebrochenen Flügel zusammenzuleimen?"

„Da habe ich Sie nun in einer netten Laune! Wenn ich Sie weniger kennte, würde ich verhindern, daß meine kleine Freundin heraufkomme. Aber Sie sind nicht so schrecklich, als Sie aussehen. Man nennt Sie nicht ohne Grund „die gute Julie". In kaum einer halben Stunde werden Sie für Fräulein Caron durchs Feuer gehen wollen. Wenn Sie wüßten, wie nötig sie es hat. Ihre Eltern sind tot. Sie wohnt bei ihrer Großmutter, einer alten Polin, die weder Geld noch Verstand hat; das heißt: die zwei Frauen vegetieren. Die jüngere hat daher zur Feder gegriffen, um ein paar Groschen zu verdienen, sei es auch nur so viel, um ihre Kleider damit bezahlen zu können."

„Nur soviel, um damit ihre Kleider bezahlen zu können? Wenn Sie diese nun bei Worth bestellt!"

„Sie bestellt sie nicht bei Worth, das werden Sie gleich sehen," sagte Herepian mit einem Seufzer.

„Arme Kleine! Das zerreißt das Herz!" spöttelte Julie Vernier. „Aber warum raten Sie ihr nicht, sich die Kleider zu machen, statt Bücher zu schreiben?"



Studie aus dem Wehnthal
von Robert Hardmeyer.

„Es scheint, daß ein Roman leichter zu machen ist als ein Kleid. Ich habe nämlich noch nie gesehen, daß eine Schneiderin eine Werkstatt eröffnete, ohne ihre Lehrjahre durchgemacht zu haben; hingegen kenne ich mehrere reizende Personen, die urplötzlich anfingen zu schreiben, die zur Feder griffen, wie man einen Besen ergreift . . . Es ist unnötig zu sagen, daß Fräulein Caron nicht zu dieser Gattung zählt. Sie ist besonders intelligent, sehr gut unterrichtet und besitzt die Gabe der Analyse."

„Wie alt ist sie?" fragte die gute Julie.

„Zwanzig Jahre!"

„Ach, mein Gott! Und diese Unglückliche analysiert schon!"

Felix antwortete nur durch ein Achselzucken, als ob Fräulein Carons „Gabe der Analyse" ihn selbst nicht besonders beglückte. Die alte Annette entschloß sich endlich, die Lampe zu bringen.

Als sie die Vorhänge herabgelassen und Holz auf das Feuer gelegt hatte, meldete die Glocke einen Besuch. Fast allsogleich vernahm man ein Geräusch von Stoffen, und die umfangreiche Gestalt einer alten Frau erschien auf der Schwelle des kleinen Salons. Gleich einer leichten Tartane, die von einer schweren Gallione bugsiert wird, schritt hinter der imposanten Matrone ein junges Mädchen von mittelgroßer Gestalt, zart und geschmeidig, sehr hübsch, in einer nicht mehr neuen Toilette, die weit davon entfernt war, von Worth herzustammen. Aber sie gehörte zu jenen, von den Göttern

bevorzugten Pariserinnen, die immer gut gekleidet zu sein scheinen. Ihrer Schönheit hingegen fehlte etwas: der heitere, glückliche, sorglose Strahlenkranz der Jugend, obwohl sie nicht älter aussah als sie war.

Nachdem die Vorstellungen vorüber waren, fiel Frau Lyzdeyko, die Großmutter, in einen Lehnstuhl, indem sie die übliche Höflichkeitsphrase murmelte. Dann machte sie die Atemlosigkeit, vielleicht auch die Ergebung in die nebensächliche Rolle, die ihr vom Schicksal zugewiesen war, stumm. Auch Alexandrine, die gegenüber der Frau vom Hause saß, wahrte angemessenerweise das Schweigen. Herepian ergriff das Wort; nichts hinderte ihn, sich frei auszusprechen; demungeachtet stotterte er ein wenig, da ihn der Blick seiner alten Freundin, der unaufhörlich zwischen dem Gesicht Fräulein Carons und dem seinigen hin- und herwanderte, verwirrte. Trotz allem führte er indessen seine Rede tapfer zu Ende, die halb ein Lobspruch und halb eine Predigt der Nächstenliebe war und zum Schluß den bis dahin dunkel gebliebenen Zweck des Besuches erörterte.

Frau Vernier konnte durch ihre Verbindungen die Karriere der jungen Schriftstellerin fördern, ihr in den bereits eingeleiteten Versuchen, einen Preis zu erhalten, behilflich sein. Man bitte sie um ihr allgemein bekanntes Wohlwollen, das keine bessere Gelegenheit finden könne, sich abermals zu bethätigen.

Felix hatte nichts mehr zu sagen. Die Herrin des Hauses, die das Feuer geschürt hatte, ergriff das Wort.

„Es amüsiert Sie wohl sehr, zu schreiben, mein Fräulein?"

„Nein," antwortete das junge Mädchen mit betrübender Aufrichtigkeit. „Vielleicht würde es mich amüsieren, wenn ich sicher wäre, meine Prosa anzubringen."

„Sie bringen sie ja an, wie ich an Ihrem Band hier sehe."

„Ach, Sie thun gut, ihn meinen Band zu nennen; denn ich bezahlte ihn aus eignen Mitteln. Der Verleger hatte kein Vertrauen; ich mußte ihn gegen die wahrscheinlichen Verluste sicher stellen. Das riß mir fünfhundert Franken aus der Tasche — eine beträchtliche Summe für mich."

„Diese Bände, die der Verfasser bezahlt, sind eine neue Erfindung," bemerkte Frau Vernier. „Der Verleger, der mein erstes Buch zurückwies, weil er es nicht gut fand, hätte sich ein Gewissen daraus gemacht, dem Publikum eine zweifelhafte Ware anzubieten. Armes Publikum! Heute setzt man ihm jedwedes Gericht vor und wundert sich, daß es weniger nach Lektüre hungert . . . . . Ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu sagen, mein Fräulein, daß meine Uebellaune nicht Ihrem Roman gilt, von dem mir bis jetzt nur der Titel bekannt ist. Nun fragt es sich zunächst: werden Sie Ihre fünfhundert Franken hereinbringen? Verzeihen Sie, daß ich geschäftlich rede."

„Reden wir vom geschäftlichen Standpunkt, gnädige Frau. Jedermann weiß, daß ein Erstlingswerk, mit seltenen Ausnahmen, einen Verlust bedeutet. In frühern Zeiten entschlossen sich die Verleger, wenn sie Vertrauen in die Zukunft des jungen Schriftstellers hatten, den Verlust im Anfang zu tragen; heutzutag wollen sie eine klingende Sicherstellung haben, was ich ihnen kaum verargen kann. Was nun mich betrifft, so weiß ich wohl, daß ein Preis mich halbwegs über Wasser halten könnte. Es handelt sich also darum, diesen Preis zu erlangen."

„Glauben Sie ihn zu verdienen?"

„Mein Gott, gnädige Frau, es werden nicht immer Meisterwerke gekrönt."

„Davon kann ich etwas erzählen," bekannte die liebenswürdige Frau lachend, „da ich gekrönt worden bin. Aber ich arbeitete seit zehn Jahren. Uebrigens, warum sollte „Gebrochene Flügel" nicht ein Meisterwerk sein? Lassen Sie mich doch den Entwurf hören!"

Frau Lyzdeyko starb inzwischen in ihrem Fauteuil vor Schüchternheit — für ihre Enkelin. Diese gehörte jedoch einer Zeit an, die an Stelle dieser Tugend eine andere gesetzt hat: die Angst, langweilig zu sein. Da sie zögerte, empfand die gute Julie Gewissensbisse.

„Ich bin recht dumm, liebes Fräulein; nun habe ich Sie entmutigt?"

„Nein, gnädige Frau. Nur werde ich etwas weitschweifig sein, und meine Devise ist: Nicht langweilen!"

„Wie Nil admirari diejenige des Horaz war," fügte Felix lachend hinzu.

„O," sagte Frau Vernier, „man braucht es der Welt nicht mehr vorzusagen, sie solle über nichts staunen. Selbst die Pferde bleiben beim Anblick der sich von selbst bewegenden Vehikel in den Straßen gleichmütig."

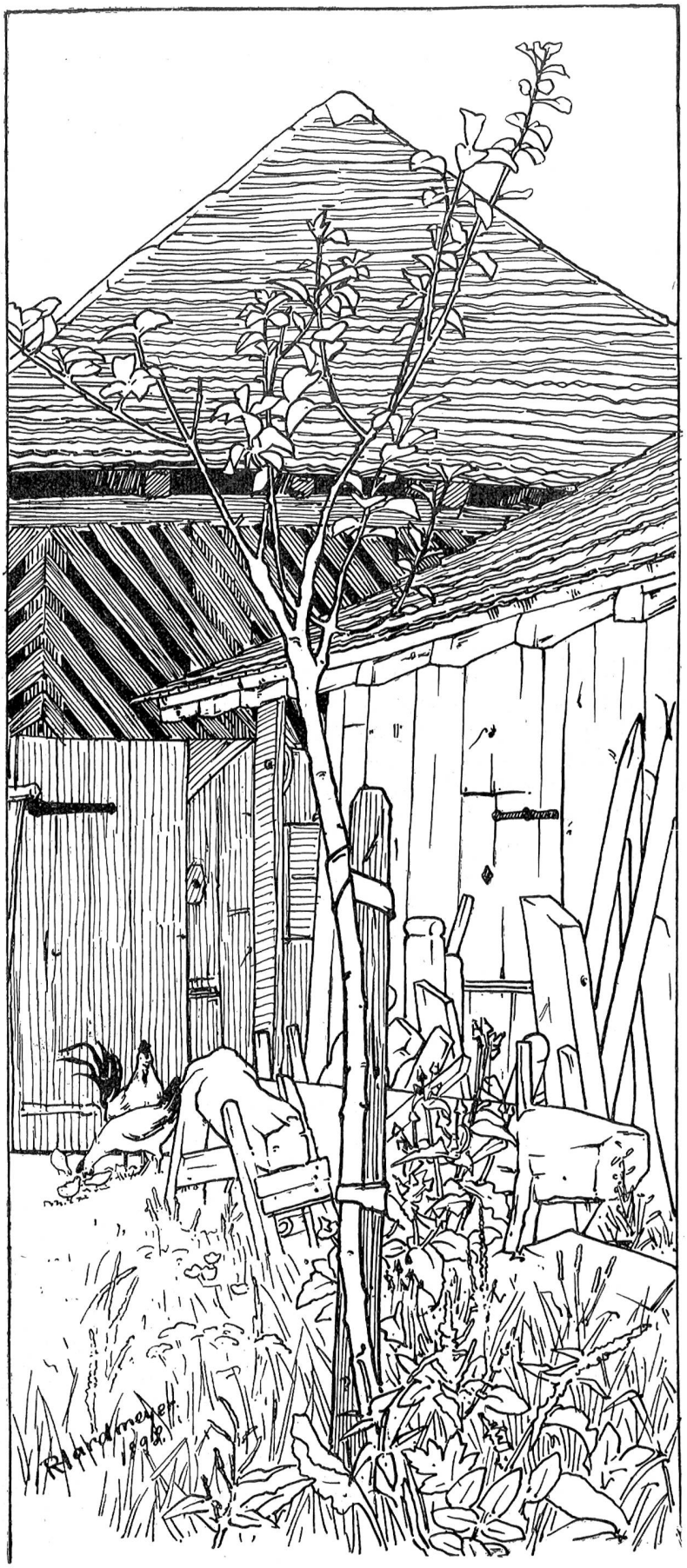
„Mein Entwurf, gnädige Frau, ist folgender:

Ein reizendes junges Mädchen, Besitzerin einer großen Mitgift, glaubt nicht an die Liebe und meidet die Ehe. Mein Held tritt auf. Es gelingt ihm, durch günstige Verhältnisse, vielleicht auch durch eine außergewöhnliche Geschicklichkeit die Heldin zu überzeugen, daß er sie um ihrer selbst willen liebe. Nun folgen die Verwicklungen. Die Mitgift war von einem Bruder versprochen, dem ein Legat von zwanzig Millionen plötzlich vom Himmel in den Schoß gefallen war. Da sich die Familie seinem leichtsinnigen Lebenswandel widersetzt, bricht er mit ihr und zieht sein Versprechen zurück. Natürlich tritt auch der Held zurück; die Heirat wird rückgängig. Die Heldin, deren Flügel gebrochen sind, — siehe den Titel, fällt in die Arme eines lasterhaften, fast siebzigjährigen Gatten, den es nach dieser jungen, schönen Menschen-

blume gelüstete. Selbstverständlich ist die Ehe unglücklich. Das Ungeheuer wird nach Verdienst gestraft. Wie Sie sehen, habe ich nichts Neues gesucht; ich habe mich bemüht, wahr und naturgetreu zu sein." — Fräulein Caron schwieg und blickte Frau Vernier an, die noch immer auf beunruhigende Weise das Feuer schürte. Felix saß auf Nadeln; denn er fühlte die Wirkung des Entwurfes auf seine alte Freundin. Er war zwar selbst nicht entzückt davon; aber es überfiel ihn, sei es, weil er ein gutes Herz hatte, sei es aus weniger allgemeinen Gründen, bei dem ausgesprochenen Mißerfolg Alexandrinens. Die Hausfrau ergriff endlich das Wort und fragte, anscheinend ruhig: „Finden Sie es ‚natürlich', daß sich ein Mann und nun gar der Held eines Buches wie ein Schandbube benimmt? Finden Sie es unnatürlich, daß ein junges Mädchen, selbst ohne Mitgift, wegen ihrer Grazie und Schönheit geheiratet wird?"

Alexandrine warf Felix einen Blick zu, den dieser verstand. Er bedeutete: „Sie haben mich da in eine schöne Patsche gebracht! Verteidigen Sie mich nun wenigstens!" Allein für einen Gefühlsmenschen wie Herepian war das eine böse Geschichte. Trotzdem that er den Mund auf; aber schon fuhr Frau Vernier fort: „Ich hätte aus dem Helden einen rechtlichen Menschen gemacht und die beiden trotz der verlorenen Mitgift der Heldin verheiratet. Sie hätten arm, aber sehr glücklich gelebt. Sagen Sie nicht, daß dies ein Ammenmärchen sei. Dieses Märchen, mein Fräulein, ist eine wahre Geschichte, die Geschichte meines Lebens. Uebrigens konnten sie ja dem jungen Paar dann wieder Reichtum zukommen lassen, wenn man durchaus reich sein muß. Der Bruder konnte bereuen, sich bessern, der jungen Mutter als Angebinde bei der Taufe das versprochene Vermögen anbieten. Glauben Sie nicht, daß meine Lösung angenehmer wäre als die Ihrige?"

„Angenehmer ohne Zweifel," gab die Verfasserin zu. „Alle unsere großen Meister aber wenden die bittere Lösung an. Die Ideen ändern sich mit den Epochen.



Wir haben die Zeit, wo Feuillet den ‚Roman eines armen jungen Mannes‘ schreiben konnte hinter uns. Heutzutag fände man Maxime Odiot . . . außerordentlich naiv."

„Aber schließlich, liebes Fräulein, haben Sie nicht eine Persönlichkeit, für die ich mich interessieren könnte. Sie wissen bereits, wie ich über den Helden denke. Der Bruder ist ein unanständiger Mensch. Und wenn der Greis eine Ungeheuerlichkeit begeht, indem er das junge Mädchen heiratet, so müssen Sie mir doch zugeben, daß auf das junge Mädchen gut die Hälfte davon entfällt. Sie verkauft sich! Sie . . . Verzeihen Sie mir, ich gehe vielleicht zu weit?"

„Nein, gnädige Frau," sagte Alexandrine, die halbe Andeutungen verstand. „Sie sind nicht persönlich geworden, ohne es zu wissen. Ich habe nicht meine eigene Geschichte geschrieben. Niemand hat mir je eine Mitgift versprochen, auch ist es nicht wahrscheinlich, daß dies je geschehen wird. Demnach kann ich auch mit Bestimmtheit hoffen, niemals verraten zu werden, da man sich nie um mich bewerben wird. Es erübrigt mir nur noch, Sie um Entschuldigung zu bitten wegen der Zeit, die ich Ihnen geraubt habe, um ein Buch zu besprechen, das Ihnen unangenehm ist."

Sie erhob sich und verbarg ihre Enttäuschung hinter einem resignierten Lächeln, das auf diesen jungen Lippen einen traurigen Eindruck machte. Wie Herepian es vorausgesehen hatte, überwog das gute Herz der Herrin des Hauses alles andere.

„Bleiben Sie noch," sagte sie. „Es ist wahr, einige Ideen Ihres Buches sind mir unangenehm. Aber diese Ideen stammen nicht von Ihnen, sondern von der Zeit, in der Sie leben. Können Sie dafür, daß ich sechzig Jahr alt bin und Sie . . ."

„Kaum zwanzig!" ergänzte Frau Lyzdeyko mit einem Anflug mütterlichen Stolzes.

„Ich weiß es, man hat es mir gesagt. In diesem Alter dachten wir, die Alten von heute, kaum daran, Romane zu schreiben. Wir lebten solche ein wenig mehr als Ihr, meine jungen Damen, wenn man den Klagen eines gewissen jungen Mannes Glauben schenken darf. Ich hoffe indessen, daß er übertreibt. Ich verspreche Ihnen, Ihr Buch zu lesen. Ich kenne meine Zeit schlecht; Sie werden wohl bemerkt haben, wie naiv ich geblieben bin. Aber ich schwärme für die Jugend. Uebrigens sind die Freunde Felix Herepians auch meine Freunde. Ich werde Ihrer Frau Großmutter bald einen Besuch abstatten und Ihnen mitteilen, auf welche Weise ich Ihnen helfen kann. Denn ich werde Ihnen helfen, Sie haben mein Versprechen."

Felix suchte den Augen Alexandrinens zu begegnen, um zu sehen, ob sie zufrieden sei. Bei ihr überwog das Staunen jedes andere Gefühl. Mit ihrer berühmten Gabe der Analyse studierte sie diesen merkwürdigen Typus einer alten Frau, die noch an Liebesheiraten glaubte.

Während die Frau des Hauses die Damen hinausbegleitete, blieb der junge Mann, in Träumereien versunken, beim Feuer sitzen. Er glich in diesem Augenblick jenen Leuten, die einen Fieberschauer fühlen, weil man ihnen gesagt hat, sie hätten eine gelbe Gesichtsfarbe. Er wußte wohl, daß seine Freundin, ohne sich diesbezüglich deutlich ausgedrückt zu haben, ihn für verliebt halte. Und dieser Provinzler fürchtete die Liebe, seitdem er die Pariserinnen kannte.

II.

Frau Vernier kam zurück und sagte, nachdem sie Felix betrachtet hatte:

„Sie sind jetzt in dem Gemütszustand, in dem sich der große Byron befand, als er von einer seiner Heldinnen sagte: ‚Sie erfüllt die Luft, die sie umgibt, mit ihrer Schönheit!‘"

Der junge Dichter antwortete etwas mißgestimmt:

„Eine der Ursachen, die mich hindert, Ihre Bewunderung der englischen Litteratur zu teilen, ist, daß ich nicht englisch kann. In diesem Augenblick handelt es sich nicht darum, ob Fräulein Caron schön ist, sondern ob sie den Preis erhält."

Frau Vernier, die der Aerger ihres Interlokutors belustigte, fragte:

„Sind Sie doch wenigstens vollständig überzeugt davon, daß sie ihr Buch selbst geschrieben hat? Sie wissen, daß man Omphale beschuldigt, den Einfaltspinsel von einem Herakles zum Spinnen ihrer Wolle verwendet zu haben. Könnte sich nicht ebenso gut ein Dichter finden, der sich der Prosa widmet, um einer schönen Romanschreiberin einen Gefallen zu erweisen?"

Herepian sprang entrüstet auf.

„Aber das ist abscheulich!" schrie er. „Sie halten uns eines gemeinen Betruges fähig, sie und mich! Uebrigens haben Sie sich von vornherein widerlegt. Sie sagen, ich gehöre der alten Schule, der Schule des Gefühls an. Finden Sie diesen veralteten Charakter auch in den Werken Fräulein Carons? Glauben Sie, ich sei nicht bestürzt, entrüstet, ein junges Mädchen von zwanzig Jahren diesen Pessimismus, diese Illusionslosigkeit, diese Trockenheit des Herzens zur Schau tragen zu sehen? Wenn ich, wie Sie zu glauben scheinen, den Roman gemacht hätte, würde er wahrlich nicht der traurigen Erzählung gleichen, die Sie vorhin zu hören bekamen!"

„Und doch wollen Sie, daß er gekrönt werde! Hüten Sie sich, lieber Freund! Sie sind nun verpflichtet,

diese Inkonsequenz zu erklären. Außer, Sie ziehen es vor, daß man errate . . ."

„Muß man denn verliebt sein, um Mitleid mit einem leidenden Wesen zu fühlen? Fräulein Caron leidet viel. Wenn Sie Ihre Geschichte kennten! . . ."

„Warum haben Sie mir sie nicht gleich erzählt? Warum haben Sie mir nicht anvertraut, daß Sie deshalb leiden? Wollen Sie jetzt sprechen? Ich werde Sie anhören und nicht mehr boshaft sein."

„Wer könnte boshaft sein gegen ein armes Geschöpf, das schon verwundet in den großen Kampf ums Dasein eintritt? Ihre Mutter sollte einen polnischen Edelmann von guter Familie mit beträchtlichem Vermögen heiraten. Die Verträge waren abgeschlossen. Die Verfasserin von „Gebrochene Flügel" wäre darnach heute eine Komtesse, wie man da unten sagt, und würde in den vornehmsten Salons von Warschau verkehren, statt von einem Pariser Verleger zum andern zu rennen."

„Sie vergessen, mein Freund, daß der polnische Edelmann möglicherweise nur Buben gehabt hätte. Aber warum hat der garstige Mensch sein Versprechen gebrochen, ganz wie der Held in „Gebrochene Flügel"? Unter uns: ich witterte etwas ‚aus dem Leben' im Roman dieser Kleinen."

„Frau Lyzdeyko hatte zwei Töchter. Während sie die Ausstattung der ältern, der Mutter von ‚Norac', überwachte, ließ sie das Herz der zweiten mehr als rätlich unbeaufsichtigt. Ein junger Bürger der Vereinigten Staaten, der durch Polen reiste, verliebte sich in sie und gewann binnen weniger Tage ihre Gegenliebe. Nach Verlauf einer Woche hielt er um sie an. Da er zurückgewiesen wurde — man wußte nichts von ihm noch von seiner Familie — entführte er seine Infantin, heiratete sie in England zwischen zwei Schiffen und nahm sie mit sich in sein Vaterland, noch ehe die arme Frau Lyzdeyko von ihrer Ueberraschung wieder zu sich gekommen war. Der Edelmann ließ die ältere Schwester sofort im Stich. Jahre vergingen. Um nicht als alte Jungfer zu sterben, heiratete sie Caron, einen Franzosen in reifen Jahren, der wegen Holzhandels in Polen reiste und für reich galt. Der Krach im Jahr 1881 ruinierte ihn, und der Ruin brachte ihm den Tod. Unglücklicherweise hinterließ er ein Töchterchen, Alexandrine. Frau Caron folgte ihrem Gatten bald ins Grab, und die Großmutter, die sich bei uns niedergelassen hatte, mußte sich des Kindes annehmen. Wie Sie sehen, ist die ganze Geschichte traurig genug, um das Herz eines jungen Mädchens zu verbittern. Freilich wird die Verbitterung noch durch den Vergleich erhöht. Frau Lyzdeyko hat eine zweite Enkelin, die Frucht des Abenteuers ihrer jüngern Tochter. Die junge Amerikanerin aber ist mehrfache Millionärin."

(Fortsetzung folgt).

Sturmbilder.

Von **Carl Josephy***).

I.

Es heult der Sturm, die Wogen schäumen
Voll Wut die weißen Häupter auf,
Wie Rosse, die sich trotzig bäumen,
Wann sie die Peitsche mahnt zum Lauf.

Ein Heer von Geistern in den Lüften,
Das rasend mit sich selber kämpft,
Weil noch der Staub in Todesgrüften
Nicht ihre Leidenschaften dämpft.

Ein Schwarm von wilden Nachtgedanken
In eines Dichters regem Geist,
Die Erde bebt, die Himmel wanken:
Zu Nacht und Wahn die Woge reißt.

II.

Die schwarze Wolke streift die Wälder,
Die rütteln an dem wilden Schloß,
Daß über Berge stürzt und Felder
Des Hagels prasselndes Geschoß.

Die schwarze Wolke küßt die Fluten . . .
Was willst du, Himmelsbote, hier?
Kühlst du die feur'gen Blitzesgluten,
Die allzermalmende Begier?

Die Wolke küßt die Wellenberge . . .
Ein Schifflein irrt auf öder Bahn:
Dein Todeskuß, o tapfrer Ferge, —
Das Schifflein sinkt, — es ist gethan.

III.

Wie Donner kracht's, dann wieder leise
Geht's wie ein Seufzen durch die Luft,
Wie Sterbeton, wie lust'ge Weise,
Der Himmel jauchzt, die Hölle ruft.

Nein, still, — das ist des Sturmes Werben
Um's Liebchen süß, um feur'gen Kuß,
O still! Es gilt den Menschen Sterben
Des grimmen Recken Schmeichelgruß.

*) In einer Reihe von Bildern sucht der Dichter die Gewalt des Sturmes festzuhalten, bald durch Schilderung des Aufruhrs in der Natur, bald (wie im ersten Gedicht), indem er die menschlichen Leidenschaften mit dem Sturm vergleicht; das dritte wiederum zeigt den Sturm als Riesen, der das Feuer, seine Braut, sucht.